

Aus Freude am Lesen

Der Cree-Indianer Will lernte in seiner Kindheit die Kunst des Jagens von seinem Vater. Doch die Lebensweise der Alten ist den Stürmen der neuen Zeit nicht gewachsen. In der modernen Welt, die bis in die Einsamkeit des Nordens vordringt, finden die Indianer weder Arbeit noch Würde, und für viele – auch für Will – ist Alkohol ein gefährlicher Tröster. Als er in einen alten Konflikt zwischen rivalisierenden Clans verwickelt wird, flieht er in die Wildnis. Der mit Wucht einbrechende Winter treibt ihn zurück in die Siedlung, wo er Opfer eines brutalen Überfalls wird. Nun liegt er im Koma, und Annie, seine Nichte, sitzt täglich an seinem Bett und versucht, ihn durch ihre Geschichten in die Realität zurückzuholen. Sie berichtet ihm von der Wildnis der großen Städte, in der sie vergebens nach ihrer schönen verschwundenen Schwester Suzanne gesucht hat. Auf der Flucht vor der kalten Glitzerwelt der kanadischen Metropolen ist Annie in die Siedlung ihres Clans zurückgekehrt. Denn sie hat erkannt, dass ihre Zukunft bei ihren Wurzeln und in den Wäldern liegt.

JOSEPH BOYDEN, 1967 in Kanada geboren, hat indianische Vorfahren. Sein erster Roman »Der lange Weg« stand in seiner Heimat wochenlang auf der Bestsellerliste und wurde in 15 Sprachen übersetzt. Für seinen zweiten Roman »Durch dunkle Wälder« erhielt er den renommierten Giller Prize. Joseph Boyden lebt heute in New Orleans, Louisiana, und ist an der dortigen Universität Writer in Residence.

Joseph Boyden

Durch dunkle
Wälder

Roman

*Aus dem Englischen
von Ingo Herzke*

btb

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»Through Black Spruce« bei Viking Canada, Toronto.

Die vorliegende Übersetzung wurde von The Canada Council
for the Arts gefördert.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2012,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2008 by Joseph Boyden

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by Albrecht

Knaus Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München

Umschlaggestaltung: semper smile, München nach einem
Umschlagentwurf von bürosüd°, München

Umschlagfoto: Jon Wild / gettyimages

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

KR · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74388-9

www.btb-verlag.de

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de.

Amanda
Nisakihakan

Jacob
Nkosis

William und Pamela
Kotakiyak Nicishanuk

Treibnetz

Wenn für meinen Rye Whisky keine Pepsi mehr da war, Nichten, konnte ich immer noch Ginger Ale nehmen. Kein Ginger Ale mehr? Dann eben Flusswasser. Das ist hellbraun, irgendwo zwischen den beiden. Und das Wasser des Moose River ist kalt. So kalt wie das Leben zwischen zwei Farben. Wie das Leben in dieser Stadt. Wenn ich Crown Royal Whisky hatte, ergab das mit dem braunen Wasser aus dem Moose River eine Spitzenmischung.

Ihr wisst ja, ich war Buschpilot. Der Allerbeste. Doch selbst die Besten müssen mal bruchlanden. Also auch ich. Drei Mal. Beim ersten Mal war ich noch jung. Die Welt stand mir offen. Ich hatte vor nichts Angst. Kurz bevor Helen und ich unsern Ältesten kriegten. Bei meiner ersten Bruchlandung war ich betrunken, aber nicht deshalb ist es passiert. Mit ein paar Whisky intus konnte ich so ein Buschflugzeug besser fliegen. Löste die Anspannung. Ich glaube sogar, dass ich durch die Whiskybrille besser sehen konnte. Meine Sehfähigkeit hatte allerdings mit der ersten Bruchlandung nichts zu tun. Oder Halt: im Grunde doch. Schneesturm. Sichtweite null. Ich war schon beim Start auf der glitschigen Rollbahn schneeblind, und vom Tower in Moosonee kam die Warnung: noch dichtere Schneefälle zu erwarten.

Eine Stunde später war ich hundert Meilen nördlich vom Moose River. Ich sollte Pelzjäger von ihren Fallen abholen, die zwar gar nicht weg wollten, aber mussten. Und ich musste sie schnell finden, weil es bald Nacht wurde. Ich hatte so eine Ahnung, wo sie sein würden. Am Steuerknüppel war ich ein Natur-

talent. Aber im Schneesturm? Eben noch brumme ich Richtung Norden, plötzlich ist meine Benzinleitung zu, ich schlittere und holpere über ein zugefrorenes Flässchen. Das Verrückte war: Wäre ich bloß ein, zwei Meter weiter links oder rechts runtergekommen, blind wie ich war, hätte ich die Maschine um die Schwarzfichten gewickelt, die an den Ufern standen. Den Schädel auf dem Steuer zerschmettert. Die gebrochenen Beine auf dem glühend heißen Motor verbrannt. Manchmal geben die Großeltern auf einen Acht. *Chi meegwetch, omoshomimawak!*

Das Flugzeug war gar nicht so schlimm beschädigt, aber es war schon eine Bruchlandung. Und ich hatte meine erste Begegnung mit *ihm*. Dem langen Dunkel. Man muss seinen Namen ja nicht laut aussprechen.

Kaum hatte ich die Tür aufgedrückt, hörte es auf zu schneien. Einfach so. Wie im Film. Und wenn sich an einem Winternachmittag im Januar über hundert Meilen nördlich von Moosonee die Wolkendecke auflöst, dann kommt die Kälte, und zwar mit solcher Macht, dass mir nur zwei Möglichkeiten blieben.

Die erste bestand darin, die Kälte als Lebewesen zu betrachten, das hinter mir her war und mir den Lebenssaft aussaugen wollte. Ich konnte wütend werden, über die Ungerechtigkeit der Welt verzweifeln und schließlich in Panik geraten. Die zweite Möglichkeit war, mir bewusst zu machen, dass die Kälte, die Natur, keine rachsüchtige Macht war, sondern hier nur zwei Wetterfronten unglücklich zusammenstießen. Und ich war dämlich, weil ich ohne anständige Ausrüstung oder Vorbereitung hier oben gelandet war. Bloß eine Jeansjacke mit einem Pullover drunter und Turnschuhe an den Füßen.

Wenn ich mir die zweite Sichtweise zu eigen machte, war die Welt hinter den schwarzen Schatten der Fichten nicht mehr bedrohlich und böse, und ich konnte versuchen, mit dem zurechtzukommen, was ich hatte. Und wenn mir dann klar wurde, wie schlecht ich ausgerüstet war, konnte ich wütend werden, an der Ungerechtigkeit der Welt verzweifeln und in Panik geraten.

Mir gefiel die erste Variante besser, dass Mutter Natur eine fiese Schlampe war. Die einen bei der erstbesten Gelegenheit umzulegen versuchte. Wir hatten sie so lange fertiggemacht, dass sie uns nur zu gern aus dem Weg räumte. Aber vor allem konnte ich bei dieser ersten Sicht der Dinge gleich wütend werden, konnte gleich irgendeiner höheren Macht für meinen Ärger die Schuld geben. Die Panik kam dabei zwar viel schneller, aber früher oder später würde sie ja sowieso kommen.

Also kletterte ich an diesem schießkalten Nachmittag in meiner Jeansjacke und meinen Turnschuhen aus dem Cockpit auf die Tragfläche und ging bis zur Flügelspitze, voller Angst vor der Wildnis und der Kälte und dem ganzen Scheißtod um mich herum. Ich wollte zum Ufer, Feuerholz sammeln, und sprang auf den gefrorenen Fluss.

Ich versank bis zur Brust im Schnee und merkte sofort, was für ein besoffener Idiot ich gewesen war. Der Schock des schnell fließenden Eiswassers raubte mir den Atem, riss an meinen Beinen und zog mir die ungeschnürten Turnschuhe aus, und als Letztes spürten meine Füße, wie die Schuhe mit der Strömung davontrudelten.

Als ich wieder platt auf der Tragfläche lag, hatte ich vom Bauch bis zu den Füßen so wenig Gefühl, dass ich mich nur mit den nassen Fingern bis zum Cockpit zurückhangeln konnte und mir die Haut aufriss, wenn sie am Aluminium festfror. Mein Atem ging stoßweise. Als ich zu funken versuchte und meine Frau endlich ranging, verstand sie mich nicht, dachte, ich wäre ein Kind, das an Papas CB-Funkgerät rumspielt, und hängte wieder ein.

Wie gesagt, die Panik kam schnell, egal, wie ich mich entschied. Ich konnte weitere Zeit und Energie verschwenden und es noch mal versuchen, hoffen, dass Helen mich diesmal erkannte und verstand, dass ich sofort Hilfe brauchte, aber wie sollte ich erklären, wo genau ich mich befand? Vielleicht konnte man mich morgen bei Tageslicht finden, aber nicht jetzt, wo

die Nacht hereinbrach. Also tat ich, was ich tun musste. Ich kroch wieder aus dem Cockpit, diesmal auf den anderen Flügel, und ließ mich runterfallen, in der Hoffnung, dass unter diesem Schnee kein Wasser mehr war.

Ich knallte auf hartes Eis, was mir die letzte Luft aus den Lungen trieb. Jeans und Jacke waren schon steif gefroren, und ich wusste zwar, dass mein Zippo in der Jackentasche steckte, dass es aber wahrscheinlich total nass und nicht zu gebrauchen war.

Schlimme Gedanken wegschieben. Eins nach dem anderen. Das Wichtigste zuerst. Ich kroch so schnell ich konnte, versuchte aufzustehen und zu laufen, aber meine Kleider waren steif wie eine Zwangsjacke. Ich zitterte so heftig, dass mir fast die Zähne zersprangen. Ich wankte zu den Bäumen wie Frankensteins Monster und fing an, von einer toten Fichte trockene Zweige abzubrechen.

Als ich einen Haufen zusammenhatte, griff ich zur Brusttasche und brach das Eis vom Stoff, der sich inzwischen hart wie Stahl anfühlte. In meinen Fingern war kein Gefühl mehr. Ich zog die Zigaretten aus der Tasche, holte mit viel Mühe eine aus der Schachtel und klappte das Feuerzeug auf. Ich hatte mir überlegt, wenn das Feuerzeug funktionieren sollte, könnte ich mir beim Feuermachen auch eine Zigarette gönnen. Sollte es nicht funktionieren, würde ich erfrieren und der Suchtrupp mich mit einer Zigarette auf den Lippen finden, cool wie der Marlboro-Mann. Beim fünfzehnten Dreh ging das Feuerzeug an. Fürs Erste war ich gerettet. Ich holte meinen Flachmann aus der hinteren Hosentasche und kriegte ihn gerade so auf. Innerhalb von Minuten hatte ich das Feuer an, ein bisschen Benzin aus meinem Tank gesaugt und eins der tollsten Lagerfeuer meines Lebens im Gang, so heiß, dass ich einen Schritt zurücktreten musste, und ich drehte mich langsam wie eine Wurst auf dem Grill. Ich beschloss tatsächlich, die Zeit zu genießen, die ich für mich allein hatte, und wartete noch eine Stunde, bis ich Helen wieder anfunkte.

Die Dunkelheit einer Januarnacht an der James Bay kennt ihr beiden Mädchen ja ganz gut. Annie, du bist alt genug, dich noch an deinen Großvater zu erinnern. Bei Suzanne weiß ich es nicht, hoffe es aber. Euer *moshum* nahm euch am allerliebsten mit nach draußen, eingepackt wie die Mumien, damit ihr euch die Sterne angucken konntet, und vor allem das Nordlicht, das über der Bucht flackerte. Dort hat er euch beiden erzählt, dass es allein für euch tanzt, und euch gezeigt, wie man die Fäuste aneinander reibt, damit sie noch heller strahlen. Wisst ihr noch?

Meine erste Bruchlandung endete glimpflich. Mein alter Freund Chief Joe flog am nächsten Tag zu mir raus und fand mich neben dem qualmenden Feuer, das ich die ganze Nacht am Laufen gehalten hatte. Wir zogen meine Maschine frei und nahmen ein paar kräftige Drinks, er gab mir ein Paar Ersatzstiefel. Dann flog Joe los, die Trapper suchen, und nachdem ich meine Benzinleitung aufgetaut hatte, startete ich auf dem Eis und flog nach Hause zu Helen. Joe hörte kurz danach auf zu fliegen. Er war bereit für was anderes. Ich machte weiter. Hatte keine Wahl. Meine Frau wollte Kinder; der Gedanke, eine Familie zu ernähren, kam zu uns wie ein schöner Sonnenaufgang über den Horizont. Ich traf meine Wahl. Ich war noch jung genug zu glauben, dass man einfach sein Treibnetz auswerfen und die Chancen wie Fische reinholen kann.

Der Schnee ist hier ziemlich tief, Nichten. Ich bin müde, aber ich muss weiterlaufen. Ich bin so müde, aber ich muss aufstehen, sonst erfriere ich. Mit euch zu reden, hält mich warm.

Stumm

Sie haben ihn ins oberste Stockwerk gepackt, das für kritische Fälle. Ich kann seinen strengen Duft riechen. Dringt schwach durch die Seife von der Katzenwäsche, die seine Krankenschwester Eva ihm vorhin verpasst hat. Ich habe mich an sein Ohr gebeugt, so dicht, dass ich ein paar graue Haare sprießen sehe. «Kannst du mich hören?» Da bin ich acht Monate weg, komme für einen Tag nach Hause, und dann so was. «Eva sagt, ich soll mit dir reden. Kommt mir dämlich vor, aber ich werde es ein paar Minuten versuchen, bevor Mum wiederkommt. Sie darf mich aber nicht erwischen.» Sonst würde sie es als Zeichen von Schwäche auslegen und glauben, dass ich jetzt endlich das brave katholische Mädchen werde, das sie sich immer gewünscht hat.

Ich stehe auf und sehe Weiß vorm Fenster, ein langes Stück Fluss und einen Meter Schnee, die schwarzen Fichtenreihen wie ein schmiedeeiserner Zaun vor dem Weiß. So kalt draußen heute. Ein hoher, blauer Himmel. Keine Wolken, die Wärme halten könnten.

Dr. Lam wollte ihn erst runter nach Kingston fliegen lassen, hat dann aber befürchtet, er würde den Transport nicht überstehen. Da unten würde er sterben. Ich sehe Schneemobile am Fluss entlangspuren, dem Weg aus Moosonee folgend. Ihre Abgase hängen weiß in der Luft. Februar. Der toteste Monat. Die Maschine, die ihn atmen lässt, klingt wie der gleichmäßige Atem eines schlafenden automatischen Kindes. Ein weiterer Apparat, der mit seinem Arm verbunden ist, piept ungefähr einmal die

Sekunde. Ich nehme an, der sagt den Ärzten und Pflégern, dass sein Herz noch schlägt.

Ich höre tappende Schritte und drehe mich um, rechne mit meiner Mutter, deren noch vor acht Monaten schwarzes Haar jetzt fast weiß ist, weshalb ich beim ersten Mal, als ich sie wieder sah, überhaupt nichts begriff. Aber es ist Eva, ausladend in ihrem blauen Overall, mit ihrem breiten braunen Gesicht. Ich dachte immer, Schwestern tragen weiße Tracht und alberne Käppchen. Aber in diesem Krankenhaus sind sie wie Mechaniker angezogen. So was Ähnliches sind sie wohl auch.

Eva liest seine Daten ab und notiert sie auf ihrem Klemmbrett. Sie dreht ihn auf die Seite und stopft ihm Kissen hinter den Rücken, um ihn in dieser Lage abzustützen. Damit er sich nicht wund liegt, hat sie mir erklärt. Er ist jetzt einen Monat hier, und sie können mir bloß sagen, dass sein Zustand stabil ist und er in tiefem Koma liegt. Die Chancen, dass er je wieder aufwacht, stehen schlecht. Er hatte sehr schwere Kopfverletzungen, und eigentlich dürfte er gar nicht mehr am Leben sein. Aber ist er denn noch am Leben, so wie er da liegt? Das möchte ich Eva fragen, während sie seine Beine reibt.

«Na komm, hilf mir, Annie», sagt sie. «Mach das Gleiche bei seinen Armen. Regt die Durchblutung an. Ist lebenswichtig.»

«Echt komisch», sage ich, als ich mich auf die andere Bettseite stelle und seinen Arm mit den Händen knete.

«Was?»

«Ihn anzufassen. Kann mich nicht erinnern, ihn im Leben überhaupt mal angefasst zu haben.»

«Stell dich nicht so an.» Eva atmet schwer bei der Arbeit. Ich kenne sie schon mein Leben lang, und sie war immer dick. Dicker als dick. Sie ist meine beste Freundin, Wangen wie Äpfel und massig wie ein Weißwal. «Hast du mit ihm geredet?», fragt sie.

Ich zucke die Achseln. «Das ist noch viel komischer», antworte ich. «Als ob man mit einem Toten redet.»

«Du solltest dich lieber entschuldigen», sagt Eva. «Mit solchem Gerede machst du ihn wütend.»

Als Eva ins nächste Zimmer geht, setze ich mich wieder hin und starre ihm ins Gesicht. Es wirkt nur noch halb so groß wie letztes Jahr. Die Ärzte mussten ihm das lange, schwarze Haar mit den grauen Strähnen abrasieren, und jetzt sieht er älter aus als fünfundfünfzig. Er hat so viele verblasste Narben am Kopf, weiße Zickzacklinien in den graumelierten Stoppeln. Ich kann mir vorstellen, wie er aufwacht und grinst und mit den beiden fehlenden Schneidezähnen wie ein kleiner Junge aussieht. Mum sagt, er hat letzten Sommer und Herbst viel abgenommen, als er in die Wildnis zu seinen Fallen gezogen ist. Ich wusste gleich, da stimmt was nicht, als sie mir erzählte, dass er im Sommer Fallen stellte. Was wollte er sich denn da einfangen? Einen Sonnenbrand?

Wie gerufen taucht meine Mutter auf und setzt sich auf den Stuhl neben mir. Sie reicht mir eine Styropor-Box. «Iss was. Du bist schon genau so abgemagert wie er, Annie.»

«Ich habe keinen Hunger», sage ich.

«Sie müssten doch mal nach ihm gucken». Mum streichelt ihm den Kopf wie einem Gänseküken.

«Eva war gerade hier, Mum. Vertrau ihr. Sie weiß, was sie tut.»

«Meine Sendung läuft gerade», sagt sie und greift nach der Fernbedienung.

Ich muss hier raus. Diese Frau macht mich wahnsinnig mit ihren Talkshows und der Küchenpsychologie, die sie daraus zieht. Und seit meine Schwester nicht wieder nach Haus gekommen ist, dreht sie noch mehr durch. Suzanne ist seit zwei Jahren weg. Alle hier glauben, dass sie tot ist, sogar Mum. Nur ich habe noch Hoffnung.

Draußen ist es so kalt, dass bei meinem Schneemobil schon wieder die Batterie leer ist. Ich reiße am Startseil, bis ich das Gefühl habe, mir fällt gleich der Arm ab. Dann ziehe ich noch ein paar

Mal am Choke, drehe das Gas voll auf, und beim nächsten Zug rattert der Motor los. Ich ziehe mir die Elchledermütze tief über die Ohren und fahre raus auf den Fluss. Der Wind ist so eisig, dass mir die Augen tränen und die Tränen auf den Wangen gefrieren. Mann, es ist echt hart, wieder hier zu sein.

Ein paar Leute kommen mir auf ihren Maschinen aus Richtung Moosonee entgegen und winken mir zu, aber ich tue so, als ob ich sie nicht sehe. Ich brauche ein neues Ski-Doo. Ich habe bei meinen Abenteuern in New York genug Geld beiseitegeschafft, mir eins leisten zu können. Vielleicht ein Polaris. Oder ein Bombardier – will man kanadisch kaufen. Der Weg führt weg von der Moose Factory und auf den Fluss. Moosonee kauert am anderen Ufer, der Kirchturm der Stadt befigert den Himmel. In den Häusern werden die Holzöfen kräftig eingeheizt, der Rauch hängt dick und weiß direkt über den Dächern, will sich nicht auflösen.

Ich lenke nach rechts, weg von der Stadt, flussabwärts zur Bucht. Fünfzehn Meilen bis zu meinem Lager. Hat meine Familie früher zur Gänsejagd genutzt. Ich weiß genau, wenn ich hin komme, werde ich wie jeden Tag seit meiner Rückkehr über den weißen Frost der James Bay bis hin zur Hudson Bay blicken und sicher wissen, dass ich am Ende der Welt wohne.

Das auflaufende Wasser schiebt Packeis an den Flussufern entlang. Ich halte mich in der Mitte. Hier ist der Fluss so breit, dass ich zwischen einem Dutzend Schneemobilspuren wählen kann. Als Kinder haben Suzanne und ich manchmal versucht, ans andere Ufer zu schwimmen, waren aber schon nach einem Bruchteil der Strecke erledigt.

Als ich näher komme, habe ich den Eindruck, meine Blockhütte brennt, weil Rauch aus den offenen Fenstern und der Tür dringt, aber dann sehe ich Gordon, der niedergeschlagen im Parka draußen auf einer Schneewehe sitzt. Ich stapfe rein und sehe, dass der Rauchabzug des Holzofens fest geschlossen ist. Ich öffne ihn und sehe zu, wie sich der Qualm im Ofen wieder

in Flammen verwandelt. Was hat er sich bloß dabei gedacht? Hustend nehme ich Stift und Zettel vom Küchentisch und marschiere nach draußen. «Was hast du dir denn dabei gedacht, den Rauchabzug zuzumachen?», frage ich. Der arme Trottel hat von der Kälte beinahe blaue Hände. «Und wieso hast du keine Handschuhe an?» Ich setze mich auf die Schneewehe, ziehe meine Fäustlinge aus und halte sie ihm hin.

Seine Schrift ist fast nicht zu entziffern, weil seine Hand so heftig zittert. *Du hast gesagt zumachen wenn Hütte zu heiß wird.*

«Ich habe gesagt, du sollst die Zugklappe zumachen, wenn es zu heiß wird, und nicht den Rauchabzug.» Sauer bin ich nicht mehr auf ihn, in meiner Stimme liegt eher beleidigte Verblüffung. Der arme Trottel. Ich ziehe seine spindeldürre Gestalt am Parka auf die Beine und führe ihn rein ins Warme.

Ich hatte es zwar vor, aber am nächsten Tag gehe ich nicht mehr ins Krankenhaus. Northern Store zahlt dieses Jahr gutes Geld für Marderfelle, darum habe ich beschlossen, eine Reihe Fallen aufzustellen und meinen Stadtindianer Gordon ein bisschen Wildnis zu lehren. Wir hätten auch das Schneemobil nehmen können, aber heute lasse ich ihn auf Schneeschuhen laufen; und er wird langsam besser, denkt dran, beim Gehen die Hacken unten und die Zehen hoch zu halten. Es ist ganz schön anstrengend, sich durch die tiefen Schneewehen zu kämpfen; die Welt ist steif gefroren, aber wir müssen aufpassen, dass wir nicht in Schweiß geraten, weil wir so schwer schuften. Wir gehen an einem kleinen Fluss entlang und schauen in die Kisten, die in anderthalb Meter Höhe an kräftige Fichten genagelt sind. Gänsefleisch als Köder, eine Drahtschlinge packt den Kopf des hungrigen Marders, sobald er ihn reinsteckt. Ich habe an dieser Strecke mehr als ein Dutzend Fallen. Alle leer. Vielleicht müssen wir neue Stellen probieren.

Gordon und ich hätten auch bei Mum wohnen können, als ich mit ihm im Schlepptau wieder herkam; aber ich weiß genau, die

Kombination wäre nach wenigen Tagen in die Hose gegangen. Meine Mutter findet es furchtbar, dass ich so weit weg von der Stadt lebe, wie eine Eingeborene am Rand der Wildnis. Sie macht sich Sorgen, dass ich einen Anfall kriege, wenn ich auf dem Schneemobil sitze, und zu Tode stürze. Diese Anfälle habe ich schon mein Leben lang. Doch sie sorgt sich immer noch. Ich habe mit dem Gedanken gespielt, eine Wohnung in Moosonee zu mieten, aber ich dachte mir, ich habe doch hier eine erstklassige Hütte, und außerdem ertrage ich diese Blicke in der Stadt nicht, nach allem, was vorgefallen ist.

Ich sitze am zugefrorenen Fluss im Schnee und stecke mir eine Zigarette an. Auf keinen Fall komme ich nach Hause zurück, bloß um dicker und depressiver zu werden. Der Himmel ist hoch und blau, und es ist so kalt, dass die Welt stumm ist. Ich biete Gordon eine Zigarette an. Er nimmt sie. Raucht nicht viel, aber ich habe gemerkt, dass er ab und zu ganz gern eine nimmt.

«Und, Gordo?» Ich schaue ihm ins schmale Gesicht, in dem die dünnen Bartfusseln um den Mund weiß gefroren sind. «Wie gefällt dir das Leben im Norden?»

Er nickt ernst mit dem Kopf. Manchmal wünsche ich mir, er könnte sprechen, aber ist auch ganz nett, einen Freund zu haben, der nie widerspricht, immer zuhören muss.

«Wärst du lieber auf den Straßen von Toronto, oder gefällt es dir besser jetzt und hier?»

Er zuckt die Achseln und deutet dann mit dem Fäustling zum Boden, auf dem er sitzt.

«Ich bin hin und her gerissen», sage ich. «Vielleicht gehen wir zurück nach New York, wenn die Gänsejagd im Frühjahr vorbei ist. Ich werde in Form bleiben und wieder Arbeit kriegen.»

Er nickt.

Ich weiß, was die Kälte mit meiner Haut anrichten kann – sie austrocknen und runzlig machen, sodass ich schon nach einem Winter doppelt so alt aussehe. Ich trage drei- oder viermal am Tag Feuchtigkeitscreme auf, um das zu verhindern. Meine Güte,

was rede ich. Onkel Will würde sich nicht wieder einkriegen. Seine Nichte, an der ein Junge verloren gegangen ist, doch bloß eine zimperliche Tussi.

«Gehen wir, Gordo», sage ich im Aufstehen. «Sind noch ein paar Fallen übrig. Bleibt nicht mehr lange hell.»

Für euch

Moosonee. Ende der Straße. Ende des Weges. Ich spüre es gleich hinter den Bäumen, Nichten. Gar nicht so weit durch den dichten Schnee. Kann eine traurige, gierige Stadt sein. Man landet in einer Gruppe von Freunden, und das war's. Freunde fürs Leben. Abgesehen von den Zeiten, wo ihr Feinde seid. Gibt nicht allzu viel Auswahl hier, weder für Freunde noch für Feinde. Da heißt es richtig wählen. In dieser Stadt würden deine Leute für dich sterben. Es sei denn, sie sind sauer auf dich. Wenn man sich mit einem Freund überworfen hat, ist Feierabend. Dann existiert man nicht mehr. Mir sind inzwischen bloß noch zwei Freunde geblieben, schon seit Jahren. Vielleicht ist das ja überall so, aber wir sind schon ein ziemlich nachtragender Haufen. Ich glaube, das liegt daran, dass die Cree nach Clans organisiert sind. Jeder Clan hat nur seine eigenen Interessen im Sinn. Und wenn man nur seine eigenen Interessen im Sinn hat, bleibt irgendwer außen vor und wird böse.

Aber ich muss ein bisschen ausholen. Für dich, Suzanne. Und für dich, Annie. Ich habe aus der Ferne auf euch aufgepasst, seit ihr noch ganz klein wart, seit euer Vater eure Mutter verlassen hat, meine Schwester, um, ich weiß nicht, was zu tun. Ich gebe sofort zu, dass ich das nicht allzu gut hingekriegt habe. Aber ich habe mir um euch beide Sorgen gemacht.

Im wachen Zustand war mit mir nicht viel los. Schon seit Jahren nicht mehr. Das macht der Alkohol mit den Menschen. Aber Trinken ist nicht die Wurzel des Problems. Bloß ein Zustand. Wenn du etwas verlierst, was dir die Welt bedeutet hat, gibt es

zwei Möglichkeiten: durch die Asche und die verkohlten Balken zu graben, durch die zerstörten Kleider, die geschwärzten Tellerscherven, die durchweichten Fotoalben, durch die Summe deines Lebens, und in dir drin was zu finden, das dich dazu bringt, weitermachen zu wollen. Oder du lässt die schwarze Feuerstelle tief unten in deinem Bauch glimmen und versuchst sie jeden Tag mit Whisky zu löschen.

Ich habe so meine Geheimnisse, genau wie eure Mutter Lisette. Weiß nicht, woher das kommt. Wir Mushkegowuk mögen eigentlich nichts lieber als wie die Spatzen zu schwatzen, morgens beim Kaffee und abends beim Bier. Es hat was Befreiendes und Vereinendes, sich in der schmutzigen Wäsche der Nachbarn zu suhlen, auf jeden Fleck zu zeigen, beinahe schadenfroh nach dem Duft des Verlustes zu schnuppern.

Ein Geheimnis muss ich mit euch teilen. Erstmal nur eins. Aber dieses eine schmerzt am meisten. Dein Großvater, Annie, der wollte deine Fähigkeit haben, Dinge zu sehen, aber er hat sie nur teilweise bekommen. Was du hast, Suzanne, deine Schönheit, dein Charisma, das alles wollte er nicht, das war ihm egal. Ich jedoch wollte euer beider Gaben, Mädchen. Und zwar voll und ganz. Ich bildete mir ein, in einem früheren Leben Häuptling gewesen zu sein, ein Mann des Volkes, der seine Leute durch schwere Zeiten führt, fotografiert wie Sitting Bull, ein Profil von strenger Weisheit. Aber ich erhielt eure Gaben nicht. Oder vielleicht doch, aber bloß ein bisschen. Nicht genug.

Schon Monate, bevor ich dich, Annie, mit deiner Freundin Eva nach Toronto abhauen sah, ist was passiert, das uns vielleicht allen den Rest gegeben hat. Suzanne, du warst da bereits über ein Jahr verschwunden. Viele Monde, was? Zu viele. Wo bist du hin? Ruf deine Mutter an. Sie macht sich Sorgen.

Ich muss euch beiden von dem Abend erzählen. Ich trinke ja am liebsten an meinem eigenen Küchentisch, wenn Freunde zu Besuch kommen. Zuhause können wir rauchen und so viel trinken, wie wir wollen. Woanders hab ich fast nie getrunken. Bin im

Lauf der Jahre ein richtiger Stubenhocker geworden, wenn ich nicht draußen im Busch war. Hab sogar ab und zu ferngesehen, wenn mir langweilig wurde. *History Channel. Bravo. Discovery Channel.* So eine Serie namens *C. S. I.* – nicht schlecht. Aber eines Abends hat Joe mich eingeladen, also bin ich zu ihm. Häuptling nennen wir ihn, Chief Joe Wabano, obwohl er den Titel nie offiziell getragen hat. Doch er hat einen dicken Häuptlingsbauch und verdient gutes Geld, weil er mit Schleppern Vorräte zu den abgelegenen Siedlungen weiter oben an der Bucht bringt. Und wenn er betrunken ist, sagt er den Leuten gern haargenau, was er denkt.

An dem Abend muss ich wirklich Langeweile gehabt haben. Mein Truck wollte nicht anspringen, also bin ich die paar Meilen zu Joe in die Stadt gelaufen. War ein kalter Frühlingsabend, und ich weiß noch, wie gut sich das Laufen anfühlte, schon ein bisschen beduselt von ein paar einsamen Heimdrinks, von oben blinzelten mir die Sterne zu. Als ich bis zur Brücke bei Taskas gekommen war, überholte mich ein Auto, und als es abbrems-te, erkannte ich Marius am Steuer, zwei große, kräftige weiße Freunde neben ihm gezwängt. Suzanne, du und Gus, ihr wart da schon weg, vom Erdboden verschwunden, wie es schien. Die Netmakers gaben uns die Schuld und wir ihnen. Aber ich hatte die ganze Zeit nicht weiter drüber nachgedacht.

Joe, seine Frau und ich, wir riefen Gregor an, den weißen Lehrer und berühmten Lustmolch, um uns Gesellschaft zu leisten, als wir richtig anfangen zu trinken. Aber es war mitten in der Woche, und er musste am nächsten Morgen unterrichten. Pech. Gregor hätte mich nach Hause gefahren, wenn er gekommen wäre. Ich weiß noch, dass ich bei Joe so ein unruhiges Gefühl hatte, als ob ein Schneesturm kommt und ich nicht vorbereitet bin. Bei dir, Annie, ist diese Gabe, die ab und zu in unserer Familie auftaucht, viel stärker als bei mir. Hat was mit deinen Anfällen zu tun, diese Fähigkeit, in die Zukunft zu schauen und vielleicht, wenn du sie weiterentwickelst, zu heilen. Aber du

musst daran arbeiten, und das dafür Notwendige wirst du nicht am Northern College lernen. Ich beneide dich nicht um deinen einsamen Weg. Wenige Menschen werden deine Gabe je zu schätzen wissen.

Ich blieb, solange ich für eine Handvoll Whiskys mit Ginger brauchte, dann sagte ich Joe, ich sei todmüde und, als ich sah, dass er genauso müde war, es würde mir guttun, nach Hause zu laufen. Ich ging auf der Ferguson Road am Moose River entlang, das Wasser glitzerte mit seinen schönsten Stellen links von mir im Mondlicht, das schwarze Wasser, das sich hinunter in die James Bay wälzte. Ich ging wieder über die Brücke und auf die Sesame Street, die so genannt wird, weil so viele Kinder da wohnen und sommers und winters darauf spielen.

Ich hatte das Gefühl, in jener Nacht meine Großväter in meinen Schritten zu spüren, jetzt, da die Stadt hinter mir lag und der Geruch der Müllkippe von vorn über den Schotterweg geweht kam. Eine frische Nacht, die schon vom Sommer flüsterte. Als weit hinter mir auf der Straße Scheinwerfer aufblitzten, wollte ich mich am liebsten in die Büsche schlagen. Ich wusste es, Nichten, aber ich hörte nicht auf meinen Bauch. Ich ging weiter. Das Auto hinter mir gab Gas, wurde langsamer, als ich meinen eigenen Schatten vor mir auf den Schotter fallen sah. Es überholte mich, drehte dann um und kam zurück, sodass mich die Scheinwerfer blendeten. Drei Männer stiegen aus, bei laufendem Motor. Sie traten in den Lichtkegel. Drei große, kräftige Männer.

«Hey, *wachay*, Will.» Ich erkannte Marius Stimme. Mein Magen fiel ins Bodenlose. «Was ich dich schon lange fragen wollte», sagte er. Ich hörte, dass er mehr getrunken hatte als ich. «Wo ist eigentlich deine Nichte, die kleine Schlampe, mit meinem Bruder hin?»

«Nenn sie nicht so.» Hinter meinen Augen sprühten Funken. Marius kam auf mich zu, und ich ballte die Fäuste. Ich wusste, was jetzt kam, Nichten, aber ich wusste damals nicht, wieso.

Ich hatte ihm nichts getan. Er trat so nah heran, dass ich seine Lederjacke riechen konnte. Er sah sich zu seinen Freunden um, als wolle er was sagen, holte aber nur aus und schwang mir die Faust ins Gesicht. Als seine Knöchel mir die Nase zerquetschten, sah ich nur noch weißes Licht. Ich fiel nach hinten wie ein Baum.

Ich lag auf dem Rücken, der Schotter drückte mir scharf in den Hinterkopf, der Himmel über mir schien voller Nordlicht, und ich sah, wie er und die beiden Weißen auf mich runterstarrten. Selbst an ihren Umrissen erkannte ich, dass sie so hässlich waren, wie nur Weiße es sein können, die wie Hunde aufgewachsen sind. Sie fingen an, mich zu treten, ich erinnere mich an das Knacken meiner brechenden Rippen, die Erschütterungen meines Schädels, ich dachte, ich müsste sterben.

Die Mohawk unten im Süden behaupten, ein Krieger gibt keinen Laut von sich, wenn er gefoltert oder langsam überm Feuer geröstet würde. Na, ich bin kein Mohawk. Ich schrie bei jedem Tritt, als mein Kopf aufplatzte, das Blut mir in die Kehle rann, bis meine Schreie ersticktes Würgen wurden. Als seine Freunde fertig waren, sah ich mit zuschwellenden Augen, wie Marius sich zu mir herunterbeugte. Er setzte sich mit seinem ganzen Gewicht rittlings auf mich, neigte sich zu meinem Ohr und flüsterte mit seinem stinkigen Atem: «Ich kann dich jederzeit umbringen. Und das werde ich auch bald tun.» Ich spürte seinen Atemhauch am Ohrläppchen.

Ich weiß nicht, wie lange ich da lag. Irgendwas, vielleicht auch irgendwer sagte mir, ich müsse irgendwann wieder auftauchen, wenn ich weiterleben wollte, und, ob ihr's glaubt oder nicht, das war eine schwere Entscheidung. Für mich ist das Leben ziemlich hart gewesen, und manchmal bin ich es so satt zu verlieren, was ich liebe, dass es mir leichter vorkommt, einfach aufzugeben und wegzugleiten.

Eine bekannte Stimme, die Stimme meines Vaters, sprach zu mir, und im Geist sah ich ihn im Dunkel neben mir hocken,

sein echtes Bein angewinkelt, die Holzprothese nach vorn weg stehend, wie bei diesen komischen russischen Tänzern.

«Du lebst nicht für dich», sagte er auf Cree. «Das kann nicht sein. Du lebst für die andern.» Nicht besonders präzise, aber ich wusste, von wem er redete.

«Was habe ich denn irgendwem zu geben?», fragte ich. Ich wusste, er schaute auf mich herab, betrachtete meine Wunden. Meine Frage beantwortete er nicht.

Als er sich zum Gehen aufrichtete, tat ich es ihm nach. Ich schwebte vom Boden hoch, wurde ein nächtlicher Nebel und löste mich in den schwarzen Himmel auf.

Aber so gelangte ich nicht in die Traumwelt, Nichten. Damals bekam ich bloß einen Vorgeschmack. In die Traumwelt kam ich erst viele Monate später. Nach der Prügel, das weiß ich noch, bin ich ganz langsam aus meinem Winterschlaf erwacht, habe ins helle Sonnenlicht geblinzelt, das durch ein Fenster neben mir fiel, und neben meinem Bett hielt eine Maschine mit Surren und Zischen Wache. Ich roch nicht besonders gut. Bisschen wie verfault. Mein Kopf hämmerte. Ich träumte, ich sei ein Stör, der im Flussbett mit dem Maul Steine umdreht, um an Flusskrebse zu kommen. Ich erinnere mich, von Ärzten gepiekt und gedrückt zu werden, um dann wieder auf den Grund des warmen Flusses zu sinken.

Als Junge schlief ich in einem langen, weißen Raum in Moose Factory, auf derselben Insel, auf der das Krankenhaus liegt. Meine Schule war das größte Gebäude auf der Insel, bevor das Krankenhaus gebaut wurde. Sie war weiß gestrichen und mit Holzseife und mit dem talgigen Schweiß von Indianerkindern sauber geschrubbt. Wir Jungen schliefen im oberen Stockwerk, über dem Speisesaal. Die Mädchen schliefen im Schlafsaal nebenan, über Waschküche und Küche. Ich träumte davon, mitten in der Nacht rüberzuschleichen in den Mädchenschlafsaal und zu lernen, wie man Kinder macht. Ein paar von meinen Freunden behaupteten, sie hätten es so gelernt, aber das kaufe ich

ihnen nicht ab. Ich habe immerhin einmal in der Mittagspause Zungenküssen gelernt, mit einem mageren Mädchen namens Dorothy.

Mit der Zeit wurde ich wieder heil. Werden wir alle. Eure Mutter hat mich im Krankenhaus besucht, nachdem ich zusammengeschlagen wurde. Sie brachte immer ein Buch mit und versuchte mir daraus vorzulesen, also musste ich so tun, als ob ich schlief. Eure Mutter ist eine gute Frau, aber Oprah hat sie weich gemacht. Als ich nach Hause entlassen wurde, kamen mich die beiden Freunde, die mir in der wachen Welt geblieben waren, Chief Joe und Gregor, öfter als sonst besuchen. Im Verlauf des Frühlings tranken wir häufig auf meiner Veranda und hielten im Fluss nach Belugas Ausschau. Gregor ist vor zwanzig Jahren nach Moosonee gekommen, um ein Jahr an der Highschool zu unterrichten, und für immer geblieben. Gregor ist nicht direkt weiß. Eigentlich hat er so dunkle Haut wie ich, kommt aus einem Land in Osteuropa oder so. Ostirgendwas, ich erinnere mich nicht mehr. Ich weiß bloß, das Land hat so oft den Namen gewechselt, dass ich den richtigen vergessen habe. Seinen Akzent hat er immer noch, besonders, wenn er betrunken ist. Klingt ein bisschen wie Dracula, was ziemlich komisch sein kann. Komisch und manchmal unheimlich. Aber nach ein paar Jahren gewöhnt man sich an alles.

Ich weiß, dass Gregor und Joe mit mir auf der Veranda saßen, als ob ich ein neuer Filmstar wäre. Im Frühjahr kommen die Belugas so weit rauf, die zwanzig Kilometer flussaufwärts von der Bucht, um Kinder zu machen und sich mit Weißfisch zu mästen. Gregor entdeckte einen Beluga, geisterweiß im schwarzen Fluss, ungefähr hundert Meter vom Ufer. Ich hatte ihn schon eine Weile beobachtet, wie er hin und her schwamm. Wäre ich ein Inuit, hätte ich schon mein Boot geholt und mir das Abendessen besorgt. Aber ich habe Beluga einmal probiert. Zu fettig. Schmeckt überhaupt nicht gut. Wie Lampenöl. Da ist mir *Kentucky Fried Chicken* allemal lieber.

«Guckt mal, Jungs. Wale!» Gregor stand auf und zeigte mit dem Finger, rieb sich die Schenkel. Gregor ist schon mehrmals beinahe gefeuert worden, wegen ungebührlichen Verhaltens vor allem Schülerinnen gegenüber; er nimmt zum Beispiel ihre Hände, um zu prüfen, ob ihre Fingernägel schmutzig sind, oder streicht ihnen übers Haar, wenn sie richtig geantwortet haben. Er sagt, so benimmt man sich in Europa. Lisette nennt ihn einen Lustmolch. Aber er ist ein lustiger Kerl. «Mein Gott», sagte er. «Herrrrliche Wale.» Er starrte den Beluga traurig an, während ein zweiter dicht daneben blies und auftauchte. Joe nahm noch ein Bier aus dem Kasten, der vor seinen Füßen stand.

«Schaut uns an», sagte ich. «Drei fette Säcke, die auf einer Veranda hocken. Muss unser Leben so sein?» Und dann machte ich einen Fehler: Ich erzählte ihnen, die Prügel hätten mir klargemacht, dass sich in meinem Leben was Entscheidendes ändern müsste. Ich wollte anfangen zu joggen.

«Du reagierst auf die feige Gewalttat, die gegen dich verübt wurde», sagte Chief Joe, und wie ein echter Häuptling verwendete er Worte, die er eigentlich gar nicht kannte. «Versuchst du zu rennen, dann explodiert dein Herz, und du wirst sterben. Ich will nicht, dass du stirbst. Was du brauchst, ist noch ein Bier und eine gründliche Beratung.»

Reden lernen

Eva hat im Krankenhaus Frühschicht, deshalb stehe ich vor der Sonne auf und ziehe meine Winterausrüstung an. Ich stopfe den Ofen voll mit Holz und mache die Zugklappe fast zu. «Ich bin wieder da, ehe Holz nachgelegt werden muss», sage ich zu Gordon, «lass also heute die Finger davon, okay?» Er liegt mit offenen Augen auf seiner Koje an der Wand gegenüber. Ich weiß nicht, ob er überhaupt jemals schläft. «Wenn du dich langweilst, kannst du Holz hacken. Aber hack dir bloß nicht den Fuß ab.»

Im Krankenhaus hole ich mir einen Kaffee in der Cafeteria und betrachte die erschöpften Gesichter der Nachtschicht. Was für ein deprimierender Ort.

Im obersten Stock setze ich mich neben sein Bett, nippe an meinem Kaffee und blättere eine Zeitschrift durch. Ein paar Mädchen auf den Werbefotos kannte ich, und mich überkommt das Gefühl, was zu verpassen. Ich sehe ihn an, sein Gesicht ist ruhig, seine Mundwinkel weisen nach unten. Hin und wieder zuckt er, und jedes Mal erschrecke ich. Ich rechne dauernd damit, dass er zurückstarrt, wenn ich ihn anucke. Als ich die Zeitschrift zugeklappt habe, rauscht Eva rein. Ihr schweres Atmen habe ich schon gehört, als sie erst auf der Hälfte des Flures angekommen war. «Morgen, Annie.» Sie streicht mir übers Haar.

«Irgendwas Neues?», frage ich und weise mit den Lippen auf ihn.

«Immer das Gleiche, immer das Gleiche, Schwester.» Eva misst wieder die Körperfunktionen. «Ich fürchte, seine Muskeln

bilden sich zurück. Du solltest mal die Übungen mit seinen Armen und Beinen machen, die ich dir gezeigt habe.»

Ich nicke.

«Ich habe gesehen, dass sein magerer Hintern schon blaue Flecken kriegt. Ich muss ihn wieder umbetten.» Ich schaue ihr dabei zu, helfe, wo ich kann. Sein Körper ist warm. Er sieht zwar nicht sehr danach aus, aber er lebt noch. «Vielleicht sollte ich ihm was vorlesen oder so», sage ich.

«Das wäre schon mal ein Anfang. Aber wäre es nicht interessanter, wenn du ihm von deinen Abenteuern erzählen würdest? Oder meinetwegen von unseren Abenteuern?»

Ich zucke die Achseln.

Als ich wieder allein mit ihm bin, nehme ich seine Hand. Doch ich bin nicht mit dem Herzen bei der Sache. «Kannst du mich hören? Willst du, dass ich dir aus der Zeitschrift vorlese?» Ich komme mir albern vor. «Na, wenn du nicht antworten willst, dann sage ich eben nichts mehr.» Ich schaue auf meine Armbanduhr. Kurz nach acht. Noch mindestens zwei Stunden totzuschlagen, bis Mum hier ist. Ich stehe auf und laufe hin und her. Die Sekunden verticken mit dem Piepen seines Monitors. Hier werde ich verrückt.

«Was soll ich denn sagen?» Ich bleibe stehen und sehe ihn an. «Ich habe mich schon hundertmal entschuldigt.» Eigentlich sollte Suzanne hier sein. «Du glaubst bestimmt, sie lebt noch ... Ich wette, das glaubt hier außer uns beiden keiner mehr.» Ich bin die Einzige, die noch Hoffnung hegt. Und das auch nur, fürchte ich, weil ich so wütend auf meine Schwester bin. Er liegt in diesem Bett, und ich muss hier neben ihm stehen, alles nur ihretwegen. Vielleicht liegt es auch ein bisschen an mir, aber eigentlich trägt sie die Schuld.

Noch zwei Stunden. Würde es wirklich jemand merken, würde es jemanden stören, wenn ich einfach ginge? Ich setze mich neben ihn und nehme wieder die Zeitschrift, blättere sie noch mal durch und starre die Modeanzeigen an. Die Nahaufnahme

eines Mädchens mit porzellanweißer Haut, das eine Cremedose neben ihr Gesicht hält. Ein attraktiver Mann und eine langhaarige Frau, die gemeinsam über eine Seite tanzen. Ich lege die Zeitschrift weg. «Soll ich versuchen, dir zu erklären, wie wir hier gelandet sind?», frage ich. Sein Mund zuckt. «Soll ich dir wenigstens meine Version der Geschichte erzählen?» Seine Hand liegt schlaff auf dem weißen Laken. «Nein, ich stehe nicht auf und lasse dich allein. Ich erzähle dir jetzt einfach eine Geschichte.»

Ich überlege, was ich ihm erzählen könnte, was er nicht schon weiß. Aber dann höre ich Evas Worte, dass es darauf nicht ankommt. Das Wichtige ist der Trost einer vertrauten Stimme. Darüber wird sogar in medizinischen Fachzeitschriften geschrieben.

«Ich weiß nicht, wo Suzanne steckt», sage ich. «Aber ich weiß, wo sie war. Ich habe es selbst gesehen.» Wo soll ich anfangen? Am besten mit meiner Schwester, schätze ich. «Hör du mir gut zu, dann erzähle ich dir, was ich weiß.»

Ich beuge mich dicht an sein Ohr, damit niemand mich hören kann, der vielleicht draußen vorbeiläuft. Diese Geschichte will ich nur mit ihm teilen, mit niemandem sonst.

Wo anfangen? Die Freunde meiner Mutter, diese richtigen Bibelschwinger, die sagen, Suzanne ist tot, hat den Erfolg nicht vertragen, kommt nicht wieder in diese Welt, weil sie jetzt im Schoß des Herrn liegt. Überrascht mich nicht, dass sie das sagen. Sind halt ein düsterer Haufen. Die alten Männer, die echten Indianer, die mich im Northern Store traurig anlächeln und sich dann abwenden, die kennen ein Stück von der Wahrheit.

Ich glaube, Suzannes Ärger fing mit Jungs an. Ist doch immer so. Als Kind redete ich mir ein, dass Jungs eklig und nutzlos sind. Freche kleine Rotznasen. Doch ich war selbst ein halber Junge. Und ich wünschte mir heimlich, ein Junge zu sein.

Alle wussten natürlich, dass die Jungs Suzanne nicht widerstehen konnten. Aber weißt du was? Mir konnten sie auch nicht widerstehen, vor allem nicht mehr, als ich in die beschissene

Pubertät kam. Vielleicht, weil ich die Größe meines Vaters geerbt habe, oder die Cree-Wangenknochen meiner Mutter. Seit ich Teenager bin, stehen die Jungs auf mich, und weil ich nicht kicherte und wegrannte und dann gleich wieder angerannt kam wie ein junger Hund, so wie die anderen Mädchen, fingen sie an, mir Sachen an den Kopf zu werfen und mich zu triezen.

Die Luft hier drinnen ist so trocken. Ich nehme seine Hand. Sie fühlt sich weich an wie ein Papiertaschentuch. Es kommt mir unnatürlich vor, aber ich zwingen mich, seine Hand zu halten, nicht loszulassen.

Ich schaue auf die Uhr. Fünfzehn Minuten sind vergangen, und ich habe es kaum gemerkt. Meine Hand beginnt an seiner trockenen Handfläche zu schwitzen. Hey, weißt du was? Vielleicht kann ich dir doch was erzählen, was du noch nicht von mir weißt.

Nie konnte ich mich dieser kleinen geilen Scheißer erwehren, den Johnny Cheechoos und den Earl Blueboys und den Mike Sutherlands, die nach der Schule auf mich warteten, sich hinter die Mauer des Northern Store kauerten, um mir nachzulaufen und zu fragen, ob ich sie küssen wollte, oder später, als ich ein bisschen älter war, ob ich ihnen einen blasen wollte.

Marius Netmaker, der stand mal auf mich, obwohl er sechs Jahre älter war, ein narbiges Gesicht von den Windpocken hatte und einen fetten Bauch, weil er zu gern und zu viel aß. Aber er war stark und unberechenbar. Wie ein Elchbulle. Das hast nicht nur du erfahren müssen.

Das hier kann ich dir erzählen: Als ich fünfzehn war, kam Marius eines Tages auf mich zu, der Schnee war gerade geschmolzen, und die Sonne ließ kleine Blumen an der Straße blühen. Die Schule war aus. Ich stand am Zaun, der den Schulhof vom Feldweg trennte, und wollte gerade zu meinem Boot laufen, zur Freiheit des Flusses. Die Stechmücken schlüpfen gerade. Ich stand allein am Zaun, aber nah genug bei Suzanne und ein paar von ihren Freundinnen, dass ich ihr Gerede über Jungs mit-

hören konnte. Marius hatte ein paar Blumen am Wegrand gepflückt, kam zu mir und wollte sie mir geben, konnte mir dabei aber nicht in die Augen schauen. Suzanne und ihre Freundinnen beobachteten uns wie die Fischadler. Marius murmelte ein paar Worte, die ich nicht verstand.

Ich war schockiert, dass ein Zwanzigjähriger mit schlechter Haut und der Angewohnheit, sich mit Schwarzgebranntem zu besaufen und Leute zu verprügeln, mir das antat. «Sprich lauter, Marius», sagte ich so laut, dass die Mädchen mich hörten. «Zeit ist Geld.» Suzanne und ihre Freundinnen kicherten, wie es nur Dreizehnjährige können. Da sah er mich an, und seine Augen blitzten eine Sekunde lang auf. Er nuschelte noch irgendwas, und ich warf Suzanne und den anderen einen Blick zu, der *Was soll denn das?* fragte, und brummte Marius an: «Du langweilst mich.» Damit drehte ich mich um und ließ ihn mit den kleinen lila Blumen in der großen schwitzigen Hand stehen. Beim Weggehen hörte ich die Mädchen lachen. Ich hatte ein schlechtes Gewissen. Es tat mir leid, dass ich ihn mehr verletzt hatte als nötig, obwohl ich da noch nicht ahnte, wie lange sein Groll währen konnte.

Jetzt überlege ich manchmal, ob damit der Krieg angefangen hat. Ich bezweifle es. Ich glaube, unsere beiden Familien hassen sich schon viel, viel länger.

Ich höre auf zu reden und lasse seine Hand los. Ich habe sie heftig gerieben und fürchte, es könnte ihn stören. Das ist doch zu dämlich. Nicht zu glauben: Schon habe ich eine Geschichte über mich selbst daraus gemacht. Vielleicht trage ich doch mehr Schuld an der Sache, als ich zugeben mag. Es lässt sich nicht leugnen, dass unsere Familien einander hassen. Meine Familie, wir sind Jäger und Fallensteller, wir schätzen die Ruhe unserer Gegend. Marius' Familie hat mit Schmuggeln angefangen, sie haben mit dem Schneemobil Whisky und Wodka zu den trockenen Reservaten weiter im Norden geschafft, haben falsche Böden in die Holzschlitten gezogen, die sie hinter ihren

Skidoos herzo-gen, und haben die Hohlräume mit Wasser und Schnapsflaschen gefüllt. Alles zusammen ließen sie über Nacht gefrieren, ehe sie sich auf die holprigen Wege machten. Sie prahlten immer damit, dass ihnen nie eine Flasche zerbrochen sei.

In den letzten Jahren haben die Netmakers entdeckt, dass sich Kokain und Crystals viel leichter schmuggeln lassen; sie sind dafür verantwortlich, dass das weiße Pulver über die Reser-vate an der James Bay geschneit ist und viele der jungen Leute zugedeckt hat. Sie importieren das Zeug nach Moosonee und in die abgelegenen Siedlungen um uns herum. Sie sind die Verbindung zu den *Goofs*, der albernste Name für eine Motorrad-Gang, den ich je gehört habe. Wie soll man vor so was Angst haben? Die Goofs sind eine Marionetten-Gang der Hell's Angels. Sagt jedenfalls die Polizei. Marionetten. Also, wenn ich an diese Goofs denke, stelle ich mir Sockenpuppen auf Harleys vor, mit wütenden Knopfaugen, eine Zigarette in den blutroten Fersenmund geklemmt, fies die Zähne fletschend. Aber wenn ich sehe, was sie unter unseren Leuten für Verheerungen anrichten, muss ich zugeben: In diesen Handpuppen steckt eine geballte Faust.

Trotzdem kann die Nishnabe-Aski, die Stammespolizei in den Reservaten, nichts dagegen ausrichten. Doch meine Familie weiß Bescheid. Das wissen die Netmakers auch. Jeder hier in Moosonee, in Moose Factory, in Kashechewan und Fort Albany und Attawapiskat und Peawanuck kennt die Regeln. Und dieses Wissen, dieses Sich-entscheiden-Müssen für eine Seite, das hat den Hass gesät. Der Hass ist in unsere so verschiedenen Häuser gekrochen wie nächtliche Grippeviren, hat uns alle mit schwit-zend wütenden Träumen infiziert, in denen wir die anderen umbringen und diesen Ort, an dem wir leben, nach unseren Vor-stellungen verwandeln.

Irgendwie hatte sich der jüngste Netmaker, Gus, aus dem Familiengeschäft rausgehalten, aber ich hatte gemerkt, wie sehr

ihn das leicht verdiente Geld und die Angst, die alle vor seiner Familie hatten, lockten. Ich merkte es, weil ich mit ihm zusammen war.

Vorm Krankenhausfenster erwartet mich die immer gleiche Aussicht auf Fichten vor Schnee. Ich sehe Schneemobile vom Flussufer heraufkommen. Ich sehe Leute, die sich draußen unterhalten, unter mir, Atemwolken hängen über ihren Köpfen wie Sprechblasen. Vielleicht sollte ich runtergehen in die Cafeteria und mir noch einen Kaffee holen. Mum wird bald da sein. Ich gehe wieder zum Bett, nehme vorsichtig eins seiner Beine hoch, beuge und strecke es, um die Muskeln und Sehnen vorm Verkümmern zu bewahren. Mum kommt bald, und plötzlich fällt mir auf, dass ich ihm noch mehr erzählen will. Komisch, wie das manchmal geht, oder? Heute hoffe ich, dass sie sich verspätet. Ich erzähle ihm schnell noch was anderes, von dem er bestimmt auch schon einiges weiß, weil wir es alle wissen.

Suzanne hat Mutter und mich vor zwei Jahren am Weihnachtsmorgen verlassen, hat sich hinten auf Gus' Schneemobil gesetzt. Ich erinnere mich, dass leichter Schnee fiel, der sie im Gesicht gekitzelt haben muss. Sie ist mit Gus über den zugefrorenen Fluss gefahren, durch die schwarzen Fichten in die Wildnis. Sie fuhren Richtung Süden und hatten vor, das Schneemobil in der kleinen Stadt zu verkaufen, wo der Greyhound-Bus hielt. Mit dem Bus wollten sie dann bis nach Toronto fahren. Aber von Moosonee bis zu der Stadt mit der Greyhound-Station waren es an die dreihundert Kilometer gefrorene Wildnis. Und Gus' Ski-doo kannte ich nur zu gut. Weil nämlich ich früher bei ihm hinten drauf saß. Das Ding war Schrott.

Suzanne. Was für eine Cree-Schönheit. Weißt du ja. Der Stolz des Stammes, als sie ins Teenageralter kam und nicht so in die Breite ging wie die meisten Mädchen hier. Komisch, ich fand sie eigentlich nie so außergewöhnlich hübsch. Ich hatte sie in den letzten Monaten oft genug morgens gesehen, verkatert und traurig, das lange schwarze Haar ein fettiges Strohnest. Und

schließlich war ich ihre zwei Jahre ältere Schwester. Manchmal kamen mir diese zwei Jahre vor wie ein ganzes Leben.

Sie hat sich selbst auch nie für schön gehalten. Sie war überrascht, wenn, wie so oft, darüber gesprochen wurde, wenn beim Tanzen verschiedene Männer sie anzubaggern versuchten oder einfach zu uns nach Haus kamen, in der Hoffnung, einen Blick auf sie erhaschen zu können. Aber es gibt ja auch nicht allzu viele Männer hier. Und Gus Netmaker war da ganz klar die Nummer eins. Er war Künstler, malte Adler und Bären in den Farben des Nordlichts. Ich brachte ihn als Erste mit nach Hause. Einfach nur als Freund, hatte ich ihm und allen anderen gesagt, nicht als *meinen* Freund. Er trug das Haar raspelkurz und hatte einen silbernen Ring im linken Ohr. Die Mädchen sagten, er sähe aus wie Johnny Depp.

Ich ließ Gus in Suzannes Arme laufen, ermutigte ihn sogar, und ignorierte den Schmerz. Ich war für andere Dinge geschaffen. Aber Mum erkannte vor allen anderen, was für einen Ärger das nach sich ziehen würde.

Jetzt kann ich Mum hören, sie redet vor der Tür im Flur mit Eva. Ich lege meine Hand an sein Gesicht, ganz sacht, ich möchte wissen, wie es sich anfühlt. Er sieht so mager aus, so dünn und alt. Was ist mit ihm passiert, mit uns allen, im letzten Jahr?

Sprechendes Gewehr

An meinem Haus vorbei, Nichten, läuft ein Feldweg, den ihr gut kennt, führt in Richtung Müllkippe und Heilhaus, wo man unsere Leute hinschickt, wenn sie nicht unbedingt ins Krankenhaus, sondern bloß ausnüchtern müssen oder auf der Flucht vor gewalttätigen Ehemännern sind. Der Feldweg führt drei Kilometer am Moose River entlang in die Stadt. Wenn ich mich vor meinem Haus nach links statt nach rechts wende, wird daraus ein Schneemobil-Pfad, und wenn man dem weit genug folgt, kommt man dreihundert Kilometer weiter südlich in Cochrane an. Ich stehe ja immer früh auf. Selbst wenn ich bis Mitternacht trinke, bin ich um fünf Uhr hellwach und starre mit trüben Augen ins Morgengrauen.

Ich versuchte also, früh morgens joggen zu gehen, wenn Marius noch schlief, wie ich wusste, und ich merkte, dass ich meine Freunde zu mir einlud, weil ich nicht mehr allein aus dem Haus wollte. Nun hatte ich also endlich die Angst kennengelernt. Marius hatte mir solche Angst eingeflößt, dass ich mich vor der Welt verschloss.

Ich fing an, fast jeden Morgen zu laufen, in meinen alten Stiefeln den staubigen Weg langzuschlurfen. Bei Sonnenaufgang ging ich meine Auffahrt runter, versuchte mich nicht nach Marius umzuschauen, und tat es doch jedes Mal. Ich bekam oft nachts anonyme Anrufe, seit ich aus dem Krankenhaus raus war. Nichts zu hören als tiefes, gleichmäßiges Atmen.

Jeden Morgen machte ich meine ersten paar Schritte und zwang meine Beine dann, nicht nur zu gehen, sondern zu laufen,

und der Schmerz schoss mir durchs Rückgrat bis rauf in den Hinterkopf. Aber ich hielt die Beine in Bewegung, bewegte mich so schnell wie seit Jahren nicht mehr, nach hundert Metern wurde ich kurzatmig und schwor mir, das Rauchen einzuschränken. Ich versuchte mir vorzustellen, dass ich verfolgt würde, von einem Eisbären oder auch bloß von einem wütenden Marder. Die Krähen krächzten mich von den Telefonmasten herunter an.

An den meisten Tagen hoffte ich, es an der Müllkippe vorbei bis zum Heilhaus zu schaffen, und wieder zurück. Anderthalb Kilometer eine Strecke. Das Heilhaus ist auf halbem Weg in die Stadt. Was mich antrieb, war die Vorstellung, eines Tages bis in die Stadt laufen zu können, einmal durch, damit mich alle sahen, und dann umzudrehen und in einer Staubwolke wieder nach Hause zu rennen, so schnell, dass alle glaubten, ich könnte fliegen.

Einmal versuchte ich Joe zum Mitmachen zu überreden. «Ich hab drüber nachgedacht», sagte er. «Aber mein Wagen läuft prima, deshalb sehe ich keinen Sinn darin.»

Eure Mutter hat mich auch für verrückt erklärt. Ich lag einfach zu oft mit gestauchtem Rücken oder gezerzten Beinmuskeln auf dem Sofa. «Was denkst du dir eigentlich, Will?», fragte sie zwischen den Kapiteln der Erbauungsbücher, aus denen sie mir vorlas. «Du bist doch für so einen Unsinn zu alt. Hat sich bei dir eine Schraube gelockert, als du was an den Kopf gekriegt hast?»

Ich antwortete, dass die Welt heute ganz anders aussähe, viel gefährlicher. Ich drückte mich eher allgemein aus.

In den Monaten, nachdem ich verprügelt wurde, blieb ich der Stadt fern. Ich wollte die verfärbten Augenringe und meine neue Angst nicht erklären müssen. Aber irgendwann kehrte der Wunsch nach Alkohol zurück. Und zwar mit Macht. Ich hielt stand, solange ich konnte, bis meine Notreserve Whisky unter der Spüle alle war.

Am ersten Tag, als ich mich wieder unter Menschen wagte, war zunächst alles gut – schnurstracks zum Schnapsladen, eine Flasche geholt, und zurück. Aber auf dem Heimweg folgte mir Marius' Wagen, ganz langsam. Danach ging ich sehr lange nicht mehr aus dem Haus.

In diesen Tagen nach der Prügel, als ich allein trank, da fiel mir etwas auf, Nichten. Weil ich mit niemandem viel reden konnte, fing ich an, Selbstgespräche zu führen. Das allein ist noch nicht so seltsam. Aber dann, wenn ich zu viel Whisky intus hatte, fingen die Dinge an, mir zu antworten. Mein Sofa nannte mich einen fetten Arsch, wenn ich mich draufsetzte. Wenn ich mich vorbeugte und aus dem Wasserhahn trank, sagte der mir, ich sollte ein Glas nehmen. Das Geheimnis in meinem Schrank fing an, nach mir zu rufen. Allein zu trinken, tut niemandem gut. Das führt nur zu einsamen Melodramen. Ich weiß noch, wie ich einmal nachmittags Chief Joe anrief, als es mir schlecht ging, aber er nahm nicht ab. Ich versuchte es bei Gregor, doch der nahm auch nicht ab. Wahr wohl noch in der Schule. Irgendwie hatte er seine Vorgesetzten dazu gebracht, ihn die Mädchen-Volleyballmannschaft trainieren zu lassen.

Ich saß also auf der Veranda und starrte den Fluss an, ein Glas Whisky in der Hand. Ich summt vor mich hin, und die Melodie machte sich selbstständig. Ich nannte sie das Mückenlied. Die kleinen Biester waren an dem Nachmittag und Abend besonders schlimm, erwachten gierig aus dem langen Winterschlaf, und alle hungerten nach meinem Blut. Werden Mücken vom Blut eines Betrunkenen auch betrunken? Ich hoffe doch.

Später am Abend rief Joe zurück. «Komm vorbei, Joe», sagte ich. «Ich bin betrunken.»

«Heute Abend nicht. Ich habe meine Enkelin hier. Wir spielen mit Puppen.»

Ich legte auf.

Ich werde nicht oft wütend. Das wisst ihr ja, Nichten. Ich weiß nicht genau, wie es kam, aber ich musste plötzlich an Marius

denken und an meine Angst, und an dich, Suzanne, meine vermisste Nichte, und so führte eins zum anderen. Ich rief Joe noch mal an. «Schlechte Verbindung eben», sagte ich. «Ich gehe morgen wieder laufen. Du solltest mitkommen.»

«Mal sehen, was mein Wagen macht.»

Im Hintergrund hörte ich ein Kind lachen. Das machte mich traurig. «Würde dir guttun.»

«Du solltest nicht allein trinken», sagte Joe.

«Klar. Ich gehe jedenfalls morgen laufen. Vielleicht sehen wir uns ja.» Wir legten auf, ich erhob mich, um mein Glas zu füllen, und stolperte in die Küche. Auf der Straße schwammen Scheinwerfer heran, ich knipste die Küchenlampe aus und starrte raus. Ein Pick-up. Vor meinem Haus wurde er ein bisschen langsamer, gab dann wieder Gas.

Da musste ich noch mehr an dich denken, Suzanne, versuchte mich zu erinnern, wie lange es schon her war, dass du mit Marius' Bruder Gus abgehauen bist. Weihnachten. Nicht dieses Weihnachten, sondern das davor. Zwölf Monate plus die paar des neuen Jahres. Siebzehn Monate rechnete ich zusammen. Irgendwo im Haus lag eine Zeitschrift mit Bildern von dir drin. Die waren schon fast ein Jahr alt. Du sahst hübsch aus, ein hübsches Allerweltsmädchen, das alle Welt in Zeitschriften zu sehen kriegt. Bis auf deine Augen. Traurige Augen. Meines Vaters Augen. Mit denen sahst du anders aus als die anderen Mädchen.

Deine Mutter hat noch mehr Zeitschriften mit dir drin. Jede Menge, ich war beeindruckt und erstaunt, wie beschäftigt du gewesen sein musst. Du bist berühmt, Nichte. Aber du bist mit deinem Freund Gus durchgebrannt, und das macht dich noch berühmter, jedenfalls hier in der Gegend.

In einer Zeitschrift sind auch Nacktfotos von dir, du hältst dir mit Händen und Armen alle entscheidenden Stellen zu, aber es war mir doch ein bisschen peinlich, die Bilder anzugucken, und ich fragte mich, was für Kleider, welchen Schmuck oder welches Parfüm meine Nichte wohl ohne einen Fetzen am Leib verkau-

fen sollte. Ich versuchte zu verhindern, dass die Bilder Gregor in die Hände fielen. Natürlich vergeblich.

Lisette war stolz und zugleich erschrocken, als sie mir die Bilder zeigte. «Ist es zu glauben, dass das Suzanne ist?», fragte sie und sah mir in die Augen. «Das ist die berühmteste Zeitschrift von allen, und guck, das ist deine Nichte.» Ich schaute auf die dünnen Finger meiner Schwester, die deine Umrisse nachzeichnete.

Suzanne, als du nach Süden gegangen und berühmt geworden bist, hast du dich bei deiner Mutter gemeldet, aber nie bei Annie. Meine beiden Nichten hatten sich über irgendwas zerstritten. Gestritten hatten sie dauernd, das war nichts Neues. Die eine neidet der anderen ihr Aussehen, die andere der einen ihre Eingebungen. Und als deine Mutter nichts mehr von dir gehört hat, Suzanne, letztes Jahr Weihnachten, hat sie sich Sorgen gemacht und mir erzählt, ihr Mutterinstinkt sagte ihr, es sei was Schlimmes passiert. Schließlich hat sie deinen Agenten in Toronto angerufen, als bei deinem Handy nur noch die Box ringing und es irgendwann tot war. Stell dir vor: Ich kenne jemanden mit einem Handy. Du bist wirklich berühmt.

Der Agent sagte, er habe keine Ahnung. Lisette rief sogar die Netmakers an und fragte sie, ob sie von Gus gehört hätten. Die ergriffen gleich die Gelegenheit, nun deine Mutter mit Anrufen zu belästigen, sagten ihr, du wärst eine Schlampe – man muss sich ja nur mal die Bilder in den Zeitschriften angucken! –, hättest Gus verführt und weggelockt, in wer weiß was für ein schlimmes Schicksal. Was mich wiederum ins Grübeln brachte, wieso Marius mich eigentlich umbringen wollte.

Tja, Marius. Ich erinnere mich, als er noch eins der Kinder war, die auf dem Feldweg spielten. Und jetzt war er ein Biker mit dünnem Ziegenbärtchen, der den Kindern auf dem Feldweg Drogen verkaufte. Nein. Da steht er inzwischen drüber. Er schafft die Drogen ran und heuert Kinder an, anderen Kindern Drogen zu verkaufen. Kokain. Hasch. Crack. Und so ein Zeug,

das Ecstasy heißt. Was das wohl ist? Muss zugeben, der Name klingt verlockend. Eure Mutter hat mir das alles erzählt. Gregor und Joe haben noch ein paar saftige Details nachgeliefert. Eure Mutter weiß alles, obwohl sie selbst nie tratscht. Sie sitzt einfach da und sieht und hört alles, wie eine Schneeeule. Ich würde nie Drogen nehmen. Hab mich immer an Whisky gehalten. Da weiß man wenigstens, was man kriegt.

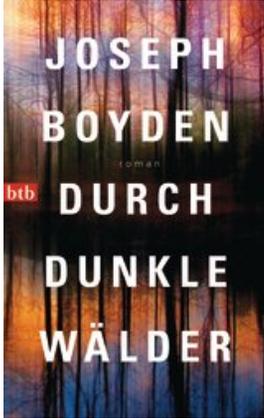
An dem Abend, als ich erst mit Joe und dann mit meinen Möbeln und Armaturen redete, als ich mich endlich ins Bett legte, auf dem Rücken, und im Kopf drehte sich alles, da erwachte auch zum Leben, was ich in eine Decke gewickelt im Schrank aufbewahre. Es wollte sich schon früher melden. Doch ich hatte es immer ignoriert, war so betrunken, dass ich das Bewusstsein verlor und es vergaß. Aber an diesem Abend war alles anders. Musste an meiner frischen Angst liegen.

Der Fußboden hob und senkte sich wie im Sturm auf der James Bay. Ich trieb herum und wälzte mich und trieb weiter und rollte mit den Wellen. Kein Indianer mit Hirn würde sich im Frühling oder Herbst auf die Bucht rauswagen. Ganz schnell kann ein Wind aufkommen und das flache Wasser zu Monsterwellen aufpeitschen, die schon vielen das Leben gekostet haben. Vor Jahren habe ich im Herbst auch ein paar Freunde verloren. Die ganze Familie auf Gänsejagd, in drei Booten. Kommt ein Wind auf, Schneetreiben dazu, und im Handumdrehen ist die flache Bucht voll hoher Wellen. Neun von elf Familienmitgliedern tot. Davon sechs Kinder.

Böses Wasser auf der James Bay. Was soll man machen? Das ist nichts für einen Cree, außer im Winter, wenn man mit dem Schneemobil drüberfahren kann. Sag ich immer. Ich halte mich lieber an die Flüsse. Alles, was man braucht, zwischen zwei Ufern, die man beide sehen kann. Fische, Gänse, Wasser. Natürlich Wasser. Braucht man bloß eine Angel und ein Gewehr. Ein Gewehr. In solchem Zustand im Bett sollte man nie an Waffen denken.

Ich hatte es in eine Decke gewickelt und in den Schrank gestellt, und die Decke dämpfte sein nervtötendes Geplapper, das ich nicht mehr ignorieren konnte. Es ist schon ziemlich alt; ein echtes Sammlerstück. Das Gewehr meines Vaters aus dem Krieg. Das hat viele böse Dinge auf dem Kerbholz. Mein Vater hat mir nicht viel davon erzählt, aber das Gewehr. Wenn es erst mal losgeht, ist es eine richtige Plaudertasche.

Xaviers Sohn, flüsterte das Gewehr. *Xaviers Sohn*, sagte es. *Komm her, wickel mich aus. Du erstickst mich noch mit dieser Decke. Bitte.* Ich versuchte mit aller Macht, es zu ignorieren, Nichten. *Xaviers Sohn*, sagte es. *Wickel mich aus. Ich habe eine Geschichte für dich. Die ich dir erzählen will.*



Joseph Boyden

Durch dunkle Wälder

Roman

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74388-9

btb

Erscheinungstermin: September 2012

Aus dem Dunkel der Wälder in das Dickicht der Städte

Der Cree-Indianer Will lernte in seiner Kindheit die Kunst des Jagens von seinem Vater. Doch die Lebensweise der Alten ist den Stürmen der neuen Zeit nicht gewachsen. In der modernen Welt finden die Indianer weder Arbeit noch Würde, und für viele – auch für Will – ist Alkohol ein gefährlicher Tröster. Als er in einen Konflikt zwischen rivalisierenden Clans verwickelt wird, flieht er in die Wildnis. Doch der Winter treibt ihn zurück in die Siedlung, wo er Opfer eines brutalen Überfalls wird. Nun liegt er im Koma. Seine Nichte Annie versucht, ihn mit ihren Geschichten von der Wildnis der großen Städte ins Leben zurückzuholen.



[Der Titel im Katalog](#)